

INFOS INSTITUTIONEN FÜR MENSCHEN MIT BEHINDERUNG

Magazin des nationalen Branchenverbands der Institutionen für Menschen mit Behinderung

Nr. 42 | Dezember 2013



Inklusion

Das Paradigma Inklusion verändert die Sichtweise auf die Menschheit und beeinflusst immer stärker die Arbeit der Institutionen. **Seiten 3 - 14**

IV - quo vadis?

Nach dem Scheitern der IV-Revision 6b ist offen, wie es bei der IV weitergeht. Nationalrat Christian Lohr wirft einen Blick in die Zukunft. **Seite 15**

Behinderung und Demenz

Menschen mit Behinderung werden immer älter. Demenz wird damit auch für die Institutionen zu einem Thema, das sie herausfordert. **Seite 18**

Editorial

Spare in der Zeit – und nicht in der Not

Ein altes, weises Sprichwort lautet: Spare in der Zeit und nicht in der Not. Sparen ist an sich nichts Schlechtes. In guten Zeiten soll für mögliche schlechte Tage gespart werden. Es macht durchaus Sinn, zur richtigen Zeit am richtigen Ort im richtigen Ausmass zu sparen.



Doch was beobachten wir heute? In den USA beispielsweise wird die Sparschraube angezogen, wenn das Geld ausgeht. Erst wenn das Wasser bis zum Hals steht, kommt der Ruf «es muss gespart werden». Oder in der Schweiz: Wenn einzelne Kantone merken, dass es finanziell eng wird und die Erträge – etwa wegen Steuersenkungen – zurückgehen, werden überstürzt Budgetposten gestrichen. Also erst dann, wenn die Not schon da ist. Das Sprichwort wird also verkehrt angewendet: Spare in der Not, so hast du in der Zeit. Oder anders ausgedrückt: so gewinnen die Kantone Zeit bis zur nächsten Budgetrunde.

Die Sparmassnahmen, die derzeit beispielsweise der Berner Regierungsrat im Bereich erwachsene Menschen mit Behinderung dem Kantonsparlament vorschlägt (bei Redaktionsschluss stand der Beschluss des Parlaments noch aus), sind für die Betroffenen mehr als schmerzhaft: Die Sparmassnahmen in der Höhe von insgesamt 45 Millionen Franken würden bereits ab Anfang 2014 den Alltag, die Arbeitsmöglichkeiten, die Lebensqualität und die Menschenwürde vieler dieser Männer und Frauen massiv einschränken. Die vorgesehenen Massnahmen sind weder gut geplant noch mit den betroffenen Kreisen besprochen – als wäre der finanzielle Engpass völlig unerwartet eingetreten. Die möglichen Konsequenzen wurden kaum erörtert.

Grundsätzlich stellt sich die Frage: Können die vom Bundesrat genehmigten Behindertenkonzepte überhaupt noch umgesetzt werden, wenn Kantone im Behindertenbereich massiv sparen? Diese Behindertenkonzepte sollten für die Zeit nach der Neugestaltung des Finanzausgleichs und der Aufgaben zwischen Bund und Kantonen (NFA) dafür sorgen, dass die NFA nicht zur Sparübung zu Lasten der Behinderteninstitutionen bzw. der Menschen mit Behinderung verkommt. Und genau das droht bei Sparmassnahmen, die in Zeiten der Not überstürzt verordnet werden. Die Forderung von INSOS Schweiz ist klar: Bevor Kantone konkrete Sparbeschlüsse im Behindertenbereich fällen, müssen sie die Institutionen und betroffenen Menschen mit Behinderung in die Debatte einbeziehen – und zwar von Anfang an. Wir fordern Klarheit darüber, in welcher Verantwortung die Behörden von Bund und Kantonen nach der Kantonalisierung des Behindertenbereichs (NFA) stehen.

Spare in der Zeit und nicht in der Not – dann hat man auch die nötige Zeit, die richtigen Massnahmen für die Not zu evaluieren und zu planen. Und dann kann man vielleicht auf diese Weise sogar die Not verhindern.

Freundliche Grüsse

Peter Saxenhofer
Geschäftsführer INSOS Schweiz

< **Duo Gil & Jef:** Der Sänger und der Gitarrist von Eben-Hézer in Lausanne begeisterten am INSOS-Kongress 2013 mit ihren Imitationen von französischen Chansons.
Bild | Annette Boutelier

Im Fokus | Inklusion

Ein Horizont, der die Richtung vorgibt

Das Paradigma der Inklusion, welches das gleichwertige Miteinander verschiedenster Individuen beinhaltet, krepelt die Sichtweise auf die Gesellschaft und damit auch auf die Arbeit mit Menschen mit Behinderung um. Eine Herausforderung, der sich Institutionen bereits heute mit Kreativität stellen.

Philosophisch betrachtet gibt es in einer inklusiven Gesellschaft keine Hierarchien mehr: kein «wir» und «die anderen», kein «besser» oder «schlechter», kein «behindert» oder «nicht behindert», sondern schlicht eine einzige Menschheit oder Gesellschaft.

Das Paradigma der Inklusion ist visionär: Es beschreibt die Gleichwertigkeit aller Menschen und wirft gängige gesellschaftliche Normen über Bord. Normal ist in der inklusiven Gesellschaft die Vielfalt, die Einzigartigkeit, das Vorhandensein von Unterschieden. Inklusion unterscheidet sich somit fundamental vom Paradigma der Integration: Bei der Integration geht es um den Einbezug von etwas Anderem ins bestehende System, wobei «das Andere» sich den Normen des Bestehenden anzupassen hat.

Normen sind ein kulturelles Produkt

«Normen werden oft als universell betrachtet», stellt Charles Gardou, Professor an der Universität Lumière in Lyon, fest. «Doch Normen sind lediglich ein kulturelles Produkt; sie ersticken die Einzigartigkeit der Menschen.» Gardou forderte deshalb am INSOS-Kongress 2013 in Bern: «Wir müssen aufhören, exklusiv sein zu wollen! Alles Schlechte kommt von Hierarchien, vom Wunsch, andere zu dominieren und Privilegien zu haben.» Das kulturelle Erbe, so fährt Gardou fort, gehöre allen gleichermaßen. «Alle Menschen sollen die Gesellschaft als ihr Zuhause betrachten können.»

Inklusion als Vision

Eine inklusive Gesellschaft – ist das denn überhaupt möglich? Charles Gardou sagt: «Die inklusive Gesellschaft ist

eine Vision, ein Horizont, der uns eine Richtung vorgibt. Wir brauchen solche Visionen: Die Demokratie konnte man sich einst auch nicht vorstellen und heute ist sie bei uns Realität.» Inklusion ist auch einer der Leitsterne der UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderung, welche diesen Sommer vom Nationalrat gutgeheissen wurde. So ist in der Konvention unter anderem die Rede von einer «vollen und wirksamen Teilhabe» von Menschen mit Behinderung an der Gesellschaft, von ihrer «Einbeziehung in die Gesellschaft» sowie von ihrer Akzeptanz als Teil der menschlichen Vielfalt und der Menschheit.

Kategorisierendes Denken aufgeben

Doch was heisst das für die Institutionen für Menschen mit Behinderung? Bedeutet die Vision der Inklusion deren Abschaffung? «Institutionen spielen eine fundamentale Rolle in der Unterstützung und Begleitung von Menschen mit Behinderung», betont Pierre Margot-Cattin, Dozent Fachhochschule für soziale Arbeit (HES-SO/Wallis) und Präsident des Schweizer Gleichstellungsrats. Für ihn bedeutet Inklusion im institutionellen Kontext vielmehr, Menschen mit Behinderung echte Wahlmöglichkeiten zu bieten. «Für mich geht

es um eine Partnerschaft zwischen Institution und Menschen mit Behinderung.» Für Charles Gardou bedeutet das Paradigma für die Institutionen aber auch, das «kategorisierende Denken aufzugeben, die Wünsche der Bewohnenden ernst zu nehmen und gegenüber dem Leben ausserhalb der Institution durchlässiger zu werden».

Die Institutionen sind unterwegs

In einigen Institutionen wird genau das bereits in unterschiedlichem Masse geleistet. Inklusion, Autonomie, Selbstbestimmung und Teilhabe sind zu festen Denkgrössen geworden. Beispiele dafür gibt es in der Schweiz zahlreiche (vgl. S. 4 bis 16). Sie reichen von Institutionen, die ihr Wohnheim schrittweise abschaffen, über Betriebe, in denen die Bewohnenden über die Anstellung von Personal entscheiden können, bis hin zu Institutionen, in denen Menschen nicht in der Werkstätte, sondern als Teammitglieder in der freien Wirtschaft arbeiten. «Wichtig ist», resümiert Pierre Margot-Cattin, «dass sich die Institutionen auf den Weg machen und sich weiterentwickeln.» Und Gardou ergänzt: «Wir müssen nicht alles Alte vom Tisch fegen, sondern das, was wir täglich tun, neu betrachten.»

| Barbara Lauber

«Inklusives» Duo: Bei Gil & Jef von Eben-Hézer in Lausanne spielt das Thema Behinderung keine Rolle. Bild | Annette Boutellier



Inklusion | Friedemann Hesse, Experte für Inklusionsprozesse, über das Paradigma der Inklusion

«Die Institutionen sollen sich nun gemeins...

Beim Thema Inklusion steht die Schweiz am Anfang. Laut Friedemann Hesse gilt es in den Institutionen nun, Wissen aufzubauen, Partizipationsmöglichkeiten zu schaffen und in Haltungsfragen einen Perspektivenwechsel einzuläuten. Zentraler Orientierungspunkt ist dabei die UN-Behindertenrechtskonvention.

INFOS INSOS: Friedemann Hesse, Hand aufs Herz: Wie inklusiv denken und handeln Sie in Ihrem Alltag?

Friedemann Hesse: Bei meiner Arbeit ist mir Inklusion und der inklusive Einbezug der Bewohnerinnen und Bewohner sowie der Mitarbeitenden sehr wichtig. Konkret versuche ich, Vielfalt und Lernen im Handlungsalltag zu fördern. Dies etwa indem ich auch Visionen wie Inklusion eine reale Chance gebe und die Mitarbeitenden dabei unterstütze zu prüfen, wie das Inklusions-Paradigma bei den einzelnen Bewohnerinnen und Bewohnern im Rahmen von Entwicklungsprozessen konkret umgesetzt werden könnte.

Sie setzen sich seit mehreren Jahren mit dem Thema Inklusion auseinander. Woher dieses frühe Interesse?

Während meiner Erstausbildung interessierte ich mich erstmals fürs Thema Inklusion. Richtig greifbar wurde für mich das Thema schliesslich 2010, als ich am

echte, lebendig gelebte Inklusion grundsätzlich bedeutet. Nämlich: Formen für gemeinsame Begegnungen zu finden und Beziehungen aufzubauen, um die bestehenden Herausforderungen sowie Fragestellungen im Dialog zu bearbeiten.

Was bedeutet Inklusion für Sie als Mensch?

Ich bringe mich ein, erlaube mir exklusiv eine Meinung und respektiere inklusiv die des Anderen. Ich versuche den Men-

«Wir stehen in Sachen inklusiver Prozesse noch am Anfang. Nun braucht es Kommunikation, Vertrauen und Austausch.»

schon – ob mit oder ohne Behinderung – als individuelles Wesen zu sehen, welchem das gleiche Recht zu leben zusteht wie mir.

Inklusion ist das aktuelle Thema in der Arbeit mit Menschen mit Behinderung. Doch widersprechen sich Inklusion und das Leben in einer Institution nicht fundamental?

Der Prozess der Inklusion ist zu verstehen als eine Form der Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention und als permanenter Lernprozess. Er geschieht nicht «aus heiterem Himmel», sondern wird durch alle Gesellschaftsmitglieder geleistet, gelebt und mitgestaltet. Im Vordergrund steht nicht die Frage, ob es Institutionen braucht oder nicht. Vielmehr geht es um die Frage, wie die Institutionen Mitgestaltungsmöglichkeiten schaffen und ihre Dienstleistungen an inklusiven Prozessen ausrichten können. Ziel muss es sein, die Rechte der Menschen zu respektieren und zu achten und ihre Pflichten sowie die allgemeinen Rahmenbedingungen gemeinsam zu bewältigen. Letztlich liegt der konkrete Zugang zum Thema in der eigenen Haltung und in der praktischen Umsetzung in den Alltagsstrukturen.

Sie leiten das Wohnheim Titlis der SSBL. Wie leben Sie und Ihr Team kon-

kret Inklusion und Teilhabe im institutionellen Alltag?

Ich möchte dies am Beispiel der Hausordnung illustrieren: Wir haben in der SSBL für die Bewohnerinnen und Bewohner die Hausordnung überarbeitet und diese speziell in unterstützte Kommunikation übersetzt. Früher stand dort: «Der Bewohner darf nach Absprache mit dem Betreuungspersonal Besuch empfangen». Heute hingegen gilt im Sinne einer personenzentrierten Haltung: «Die Bewohner haben das Recht, Besuch zu empfangen, und respektieren das Zusammenleben.» Wir erlebten anschaulich, wie das Personal in der Auseinandersetzung mit der neuen Hausordnung, die nun die Rechte der Bewohner explizit nennt, einen Perspektivenwechsel vollzog.

Früher stand in der Agogik der Fürsorgegedanke im Vordergrund. Wie anspruchsvoll ist es, Mitarbeitende fürs Inklusionsthema zu begeistern?

Der Grundgedanke, dass der Mensch im Mittelpunkt unserer Arbeit steht, ist heute wie damals derselbe. Menschen für die Vision der Inklusion zu begeistern, heisst in erster Linie, Ängste vor Begrifflichkeiten durch Wissen abzubauen, sich gemeinsam auf den Weg zu machen und das eigene Handeln immer wieder zu reflektieren. Wichtig ist zudem, dass Mit-

«Inklusion ist ein permanenter Lern- und Veränderungsprozess, der nicht aus <heiterem Himmel geschieht.>»

arbeitende im Rahmen von konkreten Projekten und eines gemeinsamen Dialogs sich das spannende Neuland inklusiver Prozesse erschliessen können, dass sie aber auch Wertschätzung für ihre bisher geleistete Arbeit erfahren.

Einige Institutionen versuchen bereits, Inklusion zu leben. Wo stehen die Schweizer Institutionen heute in Bezug auf dieses Paradigma?

Als Vertreter der Institutionen ist dies

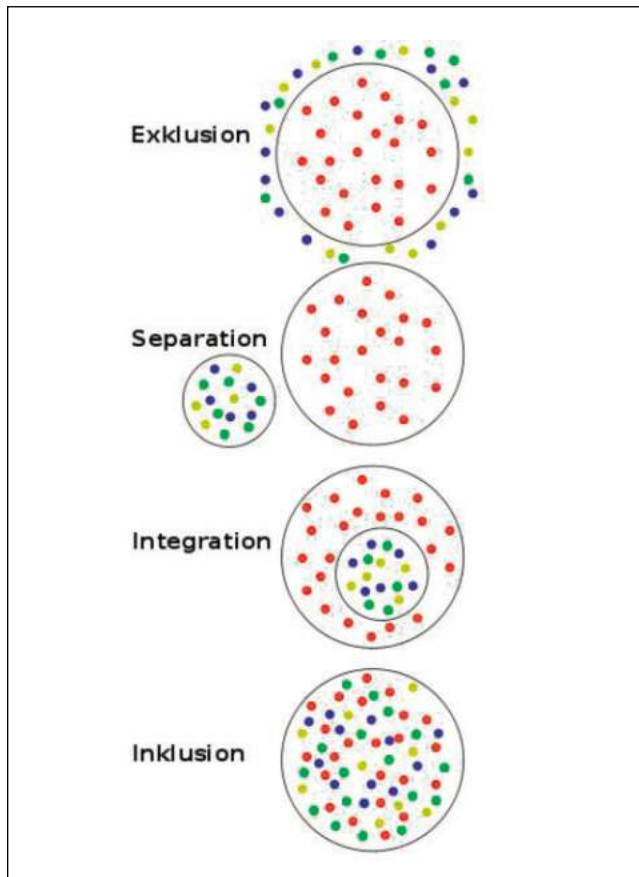


Friedemann Hesse (37) gilt in der Schweiz als Experte für Inklusionsprozesse und ist international gut vernetzt. Der gebürtige Deutsche arbeitet bei der Stiftung für Schwerbehinderte Luzern (SSBL) als Institutionsleiter des Wohnheims Titlis. Bild | zvg

15. Weltkongress von Inclusion International in Berlin teilnahm. Mir wurde dort klar, wie wichtig die interinstitutionelle, nationale und internationale Vernetzung und der Austausch mit Menschen mit Behinderung zum Abbau von gesellschaftlichen wie gedanklichen Barrieren ist. Gleichzeitig wurde mir bewusst, was

und seine Implikationen für die Arbeit der Institutionen am auf den Weg machen»

Von der Exklusion zur Vision der Inklusion:
«Wir sollten respektvoll mit den Menschenrechten umgehen und Vielfalt eine Chance geben», sagt Friedemann Hesse. Bild | Wikipedia



die bekannte «Gretchenfrage», die ich mit dem Aufruf beantworten möchte: «Zusammen erreichen wir mehr.» Damit meine ich, dass wir in der Schweiz in Sachen inklusiver Prozesse noch immer am Anfang stehen und es nun Kommunikation, Vertrauen und gegenseitigen Austausch braucht, um weiterzukommen. Auch Verbände wie INSOS sind hier in hoher Verantwortung. Wichtig erscheint mir eine aktive, konstruktive Auseinandersetzung mit der Thematik, welche auch praktische Empfehlungen zur Prozessplanung und für die Qualitätsentwicklung hervorbringen sollte. Ohne Prozesse gibt es keine Veränderung.

Welches sind für die Institutionen die grössten Herausforderungen?

Vielfach gibt es die Befürchtung, etwas von aussen übergestülpt zu bekommen oder den Halt der institutionalisierten Abläufe zu verlieren. Eine weitere Herausforderung liegt darin, dass Inklusion als Lern- und Veränderungsprozess nie abgeschlossen ist und jede Veränderung

am Anfang auch strukturelle Unterstützung sowie finanzielle Mittel braucht.

In der Öffentlichkeit ist der Begriff Integration für viele verständlich. Doch er hat nur wenig mit Inklusion zu tun. Wie gelingt es, in einer Gesellschaft inklusives Denken anzustossen?

Die Gesellschaft wird sich mehr mit dem eigenen inklusiven Kulturverständnis im Sinne der UN-Behindertenrechtskonvention auseinandersetzen müssen, um die Umsetzung von Inklusion zu prüfen. Hierfür ist die Bereitschaft erforderlich, respektvoll gegenüber dem Anderen und sensibel mit dem neuen Thema umzugehen. Jeder Einzelne entscheidet mit, ob das Thema der Inklusion und die Umsetzung im Alltag eine Chance bekommt. Die Institutionen können hier als Dienstleister in der Begleitung und Assistenz von Menschen mit Behinderung Sicherheit und Orientierung geben. Denn in den letzten Jahren konnte in den Institutionen gemeinsam Wissen aufgebaut werden. | Interview: Barbara Lauber

Inklusion | Schwere Behinderung

SSBL setzt auf Wahlmöglichkeiten

SSBL-Direktor Rolf Maegli plädiert für eine differenzierte Debatte über Inklusion bei Menschen mit schwerer Behinderung.

Rolf Maegli ist kein Gegner der UN-Behindertenrechtskonvention. Im Gegenteil: «In der Stiftung für Schwerbehinderte Luzern orientieren wir uns stark an den Werten der Konvention, also an Autonomie, Selbstbestimmung, Teilhabe und Inklusion. Die Konvention beinhaltet den Auftrag, sich auch als Institution ständig zu verbessern», betont der SSBL-Direktor. Auch deswegen lasse die SSBL in Rathäusern 90 Plätze bauen. Davon werden allerdings nur 21 frisch geschaffen; die übrigen 69 Plätze ersetzen bestehende, die den heutigen Ansprüchen nicht genügen. «In Rathäusern können die Bedürfnisse von Menschen mit schwerer Behinderung und zunehmender Pflegebedürftigkeit sowie mit profundem auto- oder fremdaggressivem Verhalten optimal berücksichtigt werden», betont Rolf Maegli.

Für eine differenzierte Debatte

«Mit dem Neubau setzen wir uns Kritik aus», sagt Maegli. «Kritiker werfen uns Separation vor.» Aber die SSBL führe auch weiterhin in 15 Gemeinden Wohngruppen. Er wehrt sich deshalb gegen eine «radikale, fundamentalistische Auslegung von Inklusion» und fordert eine «differenzierte Debatte», die auf die besondere Situation der Betroffenen Rücksicht nimmt. «Wenn die Umsetzung einer Idee wichtiger wird als die konkrete Situation der Betroffenen, wird aus einer Idee eine Ideologie. Dann besteht die Gefahr, dass man individuelle Bedürfnisse übergeht.» Bei Menschen mit schwerer Behinderung gehe es darum, sie zu befähigen, selber Entscheidungen zu fällen, und im Lebensalltag Auswahlmöglichkeiten zu schaffen. «Ihre Wünsche und Bedürfnisse müssen in Einzelanalysen systematisch erfasst werden und unser oberster Massstab sein», betont Maegli. Die SSBL sei diesbezüglich u.a. mit einem Modell individualisierter Leistungsplanung gut unterwegs. | blb

www.ssbl.ch

Inklusion | Peter Ettlín über ein Wohnheim ohne Betten für Menschen mit psychischer Beeinträchtigung

«Das Thüringer 24-Stunden-Ambulatorium

Vom Heim zum 24-Stunden-Ambulatorium: Diesen Weg ging das Trägerwerk Soziale Dienste in Thüringen (D). Am INSOS-Kongress wurde dieses inklusive Modell (vgl. Box) vorgestellt. PSAG-Geschäftsführer Peter Ettlín hat aufmerksam zugehört und sagt, was ihn daran fasziniert.

INFOS INSOS: Dirk Bennewitz vom Trägerwerk Soziale Dienste in Thüringen (D) sagt, Inklusion sei der Horizont, auf den sie zusteuerten. Wie nah ist das Thüringer Ambulatorium diesem Horizont in Ihren Augen?

Peter Ettlín: Ich finde, sie kommen dem Horizont sehr nah. Sie haben es geschafft, die Menschen mit psychischer Beeinträchtigung stärker ins «normale» Leben zu integrieren. Diese wohnen in einer gewöhnlichen Mietwohnung, und die Tagesstrukturangebote erfolgen ausserhalb der Institution, zum Beispiel in einem Gemeinschaftsgarten im Quartier.

Was ist für Sie das Herausragende am Thüringer Ambulatorium?

Es ist in meinen Augen sehr umfassend und differenziert umgesetzt. Bei aller Radikalität der Forderung, das Wohnheim abzuschaffen, haben die Betreiber/innen immer wieder die Klientinnen und Klienten sowie deren Bedürfnisse ins Zentrum gestellt. Man hat zwar die Betten abgeschafft, aber erkannt: es braucht ein Notbett für Krisensituationen, aufsuchende Hilfe vor Ort, ein Zentrum, Tagesstrukturen und eine enge



Was brauchen sie denn?

Es ist ganz wichtig, mit jedem Menschen zu schauen, in welchem Bereich er sich öffnen und nach aussen treten möchte, und wo Ängste sind und er Schutzräume und Unterstützung braucht. Das kann wie in Thüringen ein Notbett im Ambulatorium sein, wenn die zwischenmenschliche Situation in der WG vorübergehend allzu schwierig wird.

Wäre das Modell 1:1 in der Schweiz umsetzbar?

Ich würde davor warnen, irgendein Modell 1:1 zu übertragen. In meinen Augen geht das Thüringer Modell einen Schritt weiter als unsere Modelle und ist deshalb als Vision wertvoll. Aber die Umsetzung dieser Vision muss überall anders sein, weil die räumlichen oder finanziellen Voraussetzungen oder die Situation der Klientinnen und Klienten verschieden sind. In der PSAG betreuen wir in der Region Basel etwa 800 Menschen im Jahr, das macht es organisatorisch komplexer als in Thüringen mit 20 betreuten Personen.

Inwiefern geht das Thüringer Modell weiter als Schweizer Institutionen?

Es ist stärker personenzentriert, weil es auf die bei uns wohlzementierte Trennung von Wohnen und Tagesstruktur verzichtet. In der Schweiz gibt die ge-

«Bei aller Radikalität der Forderung, das Wohnheim abzuschaffen, standen die Klienten stets im Zentrum.»

trennte Finanzierung von Wohnen, Tagesstruktur oder Arbeit oft auch das Organigramm einer Institution vor. Was ein Klient gesamthaft braucht, droht dabei unterzugehen. In Thüringen hingegen gliedert man das Organigramm nach den Klientinnen und Klienten, denn finanziell ist die Art der Betreuung nicht relevant. Die INSOS-Fachkommission Psychische Beeinträchtigung, der ich vorstehe, wird diesen Finanzierungsansatz sicher weiterverfolgen.

Das Personal war in Thüringen anfangs unzufrieden mit der De-Institutionalisierung. Für sie änderte sich der Arbeitsort, das Team, das Selbstver-



Peter Ettlín ist Präsident der INSOS-Fachkommission Psychische Beeinträchtigung und Geschäftsführer der Psychosozialen Arbeitsgemeinschaft PSAG in Basel. www.psag.ch
Bild | zvg

Vernetzung mit der Liegenschaftsverwaltung. Man hat das Gefühl, die Trägerschaft verstehe, welche Unterstützung Menschen mit einer psychischen Beeinträchtigung brauchen.

geht noch einen Schritt weiter»



Mobil: Der Arbeitsplatz der Mitarbeitenden verlagerte sich in Thüringen vom Heim in dezentrale Wohnungen – wie das für die Wohnbegleiter der PSAG in Basel (im Bild Sozialpädagoge Hans-Ruedi Herbener) ebenfalls der Fall ist. Bild | zvg

gen verursachte eine Frau bei einem Selbstverbrennungsversuch Russschäden im ganzen Wohnblock. Nachbarn monierten, das hänge mit der psychischen Krankheit der Frau zusammen.

Es ist ein Reflex, bei einem Unfall, einer Straftat oder einem Suizidversuch einer psychisch kranken Person allein ihre Krankheit dafür verantwortlich zu machen. Wichtig ist sicher eine gute und offene Information der involvierten Personen, um Verständnis zu schaffen. Andererseits müssen die Wohnbegleiter/innen mögliche Gefahren im Blick haben und die Klientinnen und Klienten mit den gesellschaftlichen Grenzen ihres Verhaltens konfrontieren.

Der Impuls für das «Heim ohne Betten» ging in Thüringen vom staatlichen Geldgeber aus, der nur noch inklusive Projekte unterstützte. Wäre das in der Schweiz wünschenswert?

Ich erachte das als eine Möglichkeit. So oder so ist INSOS als Branchenverband sowie jede einzelne Institution aufgefördert, aus eigenem Antrieb inklusivere Wege zu gehen. Und das wird auch gemacht. Die Entwicklung geht vom Heim zu Wohngruppen und zum ambulanten

Wohnen, auch die Tagesstruktur wird vermehrt ausserhalb der Institution, in einem «normalen» Rahmen angeboten.

Dirk Bennewitz sagt: «Wir verzichten aufs Trockenschwimmen im Wohnheim, um auf das Leben danach vorzubereiten.» Erachten Sie das in jedem Fall als richtig?

Ich finde es im Grundsatz richtig, so wie das neue Paradigma in der Arbeit: First place, then train. Vor jeder Aufnahme in die Wohnbegleitung braucht es aber

«Es ist stärker personenzentriert, weil es auf die Trennung von Wohnen und Tagesstruktur verzichtet.»

eine gute Abklärung der individuellen Situation. In einzelnen Fällen kann es besser sein, dass jemand im Heim wohnt. In der PSAG hatten wir nie ein stationäres Wohnangebot, aber wir stellen fest, dass bei Übergängen oder in Krisensituationen stationäre Plätze sinnvoll wären. Wir machen uns Gedanken, wie wir diese schaffen können.

| Interview: Barbara Spycher

ständnis. Worauf muss man achten, um das Personal ins Boot zu holen?

Als Leitungsperson braucht es die klare Vision, wo man hin will, aber auch die Offenheit, in der Praxis zu schauen, was möglich ist. Ich weiss aus eigener Erfahrung: Wenn man stundenweise und in kleineren Teams bei den Klientinnen und Klienten zuhause arbeitet, kann der Druck und die Belastung für die einzelnen Mitarbeitenden zunehmen.

Wie kann man dem begegnen?

Es ist wichtig, die Unterstützung durch das Team sicherzustellen. Man muss sich im Team austauschen können, sich am Möglichen orientieren und nicht an Wunschvorstellungen, und auch einen guten Umgang erleben mit Misserfolgen, Rückschlägen, allfälligen Fehlern. Zu Thüringen möchte ich noch anmerken, dass die Zufriedenheit des Personals mit der Zeit wieder deutlich gestiegen ist und es offensichtlich geglückt ist, das Personal immer wieder mitzunehmen und zu motivieren.

Inklusion kann zu mehr Konflikten mit der Umgebung führen. In Thürin-

De-Institutionalisierung in Thüringen

Als das Trägerwerk Soziale Dienste Thüringen 2005 beim Staat Fördergelder für die Sanierung des Wohnheims beantragte, hiess es, in Zeiten der Inklusion unterstütze man nur noch «kein Heim ohne Betten». Also schaffte das Trägerwerk 2008 das Wohnheim für 20 psychisch beeinträchtigte Menschen ab. Diese zogen in Einzelwohnungen oder WGs in gewöhnlichen Miethäusern. Gleichzeitig wurde ein ambulantes psychosoziales Zentrum mit einer 24-Stunden-Erreichbarkeit aufgebaut. Dieses beinhaltet einen offenen Treff mit fakultativem Frühstück und Mittagessen, Arzt- und Therapiepraxen sowie zwei Notfallbetten. Letztere sind für kurzfristige Entlassungen aus einer psychiatrischen Klinik gedacht oder als temporäre Entlastung bei Überforderung. Beschäftigungen werden in Ko-

operation mit externen Anbietern angeboten, um Inklusion zu ermöglichen: Wer etwa Waldarbeiten mag, kann dem Forstamt unter die Arme greifen. Die Klientinnen und Klienten erhalten nach wie vor Unterstützung, doch diese wird neu in ihrer Wohnung erbracht. Folglich hat sich der Arbeitsplatz des Betreuungspersonals vom Heim in dezentrale Wohnungen verlagert. Auch sonst änderte sich fürs Personal sehr viel (Zeitmanagement, berufliches Selbstverständnis, Teamstruktur, Planungshorizont). Zu Beginn war ein Drittel der Mitarbeitenden unzufrieden – heute ist dem nicht mehr so. Für den Geldgeber wiederum haben sich die Kosten halbiert. | spy

www.insos.ch > **Veranstaltungen**
> **Dokumentation** > **Kongress 2013**
www.twsd.ch

Inklusion | In der Vereinigung Alchemilla Oberhofen (BE) haben die Menschen mit Behinderung d «Jeder Mensch kann ein «Ja» oder «Nein» äü

In der Vereinigung Alchemilla haben 24 Menschen mit Behinderung das Steuer in der Hand und entscheiden etwa über die Anstellung neuer Mitarbeitender. Gesamtleiter Urs Thimm wird gerne als Idealist belächelt. Doch das System funktioniert – seit 26 Jahren.

Die ungewöhnliche Geschichte der Vereinigung Alchemilla beginnt 1983. Damals beschliesst eine Klasse der Heimschule St. Michael in Oberhofen (BE), gemeinsam mit ihrem Lehrer Urs Thimm eine kleine, für alle überschaubare Wohn-, Arbeits- und Lebensgemeinschaft zu gründen. Die fünf Schülerinnen und Schüler haben, so verschieden sie auch sind, zwei Dinge gemeinsam: eine schwierige, bewegte Vergangenheit und den Wunsch, nach der Sonderschule an einem Ort leben und arbeiten zu können, an dem sie nicht funktionieren müssen, sondern mitbestimmen können – und so sein dürfen, wie sie sind.

An der Konferenz wird entschieden

1987 zieht die Gemeinschaft aus der Heimschule aus und gründet in Thun die Wohngemeinschaft Alchemilla. Bereits ein Jahr zuvor hat sie in Oberhofen eine Pflanzenfärberei in Betrieb genommen und verkauft ihre Meterware mit Erfolg. Die Vereinigung wächst nur langsam: Heute gehören ihr zusätzlich die Wollfärberei und Filzwerkstatt Ariadne in Spiez, die WG Ariadne in Thun und der Hof Rutschiweid in Kaltacker an.

24 Menschen mit Beeinträchtigung (vgl. Seite 19) wohnen, leben und arbeiten heute in überschaubaren Gruppen von acht Personen bei Alchemilla. Sie sind es, die das Steuer in der Hand haben – egal ob es um die Anstellung eines neuen Mitarbeiters, um eine neue Mitbewohnerin oder um die nächsten Ferien geht. Die Fragen werden – wie in einer Demokratie üblich – vom Gesamtleiter, den Bereichsleitenden und Mitarbeitenden so bearbeitet, dass die Bewohnerinnen und Bewohner die Entscheide im Rahmen ihrer wöchentlichen Konferenzen gemeinsam fällen können. | Barbara Lauber

www.alchemilla.ch



Urs Thimm (60) ist Mitbegründer und Gesamtleiter der Vereinigung Alchemilla mit Sitz in Oberhofen am Thunersee. Bild | Barbara Lauber

«IN WELCHEN STRUKTUREN fühlt sich der Mensch wohl? Oder anders gefragt: Wie entwickelt man in einer Gemeinschaft Wohn- und Arbeitsstrukturen, in denen sich der einzelne Mensch verwirklichen kann? Wir kamen bei der Gründung von Alchemilla zum Schluss: Es müssen Strukturen sein, die Beziehungen fördern und die vom Schwächsten einer Gemeinschaft noch überblickt werden können. Sonst fühlt sich der Mensch verloren. Zudem müssen die Strukturen es jedem Einzelnen erlauben, teilzuhaben, mitzubestimmen und einzigartig zu sein. Denn eine Gemeinschaft funktioniert nur dank unterschiedlichen Menschen mit unterschiedlichen Fähigkeiten.

1983 SPRACH NOCH NIEMAND von Inklusion. Doch für die Heimschüler von St. Michael war klar: «Wir wollen keine Heimeatern mehr! Wir wollen selber für uns entscheiden.» Also haben wir von Anfang an wöchentliche Konferenzen durchgeführt, an denen die gemeinsamen Entscheide gefällt wurden – sogar der Menüplan wurde dort ausgehandelt. Das dauerte manchmal mehrere Stunden. Nach zwei Jahren konnten wir

nicht mehr: Wir führten eine kleine Konferenz ein, welche – wie ein Gemeinderat – die Traktanden vorbereitet und dann der grossen Konferenz vorlegt. Diese entscheidet dann – wie die Gemeindeversammlung auch.

MANCHMAL HÖRE ICH Leute aus der Branche sagen, so viel Selbstbestimmung funktioniert nur in unseren kleinen Strukturen. Ich höre daraus die Angst der Institutionsleitenden, sie könnten Macht verlieren oder alles werde komplizierter. Doch das stimmt nicht, es wird nur anders. Natürlich ist es eine Herausforderung herauszufinden, was Menschen, die nicht über die Sprache kommunizieren, wollen. Doch jeder Mensch kann ein Ja oder Nein äussern – wir müssen nur aufmerksam darauf achten. Meine Aufgabe ist es nicht, Entscheide zu fällen, sondern hinzuhören, wachsam zu sein und Teil des Ganzen zu bleiben. Die Gefahr, in Verwaltungsarbeit abzugleiten, droht immer wieder. Um meine eigene Inklusion in der Gemeinschaft muss ich mich deshalb aktiv bemühen. | Aufgezeichnet von Barbara Lauber

ssern»



Samuel Abbühl (30) arbeitet im Atelier Ariadne in Spiez und wohnt in einer WG in Thun, die wie das Atelier zu Alchemilla gehört. Bild | Barbara Lauber

«**ICH BIN FÄRBER, FILZER, SPRINGER** und Wäscher. Seit 2000 arbeite ich im Atelier Ariadne in Spiez. Dort färben wir Wolle und filzen Schnüre, Etais, Bettflaschenhüllen und vieles mehr. Am liebsten filze ich mit roter Wolle, weil ich die Farbe so mag. Die Arbeit macht mir sehr Freude. Wir können unsere Sachen direkt in unserem Laden in Spiez, über unseren Internetshop oder an Märkten und Messen verkaufen.

VOR 13 JAHREN bin ich von meinen Eltern in die Wohngemeinschaft Ariadne in Thun gezügelt. Das Haus ist gross und schön. Es hat mir sofort gefallen. Und die Leute in der WG sind sympathisch. Zu meinen Eltern habe ich nach der Besichtigung gesagt: «Hier will ich einziehen.» Ich habe den Umzug nicht bereut, mir ist es wohl hier. Jeder darf beim Zügeln die Farbe und die Einrichtung seines Zimmers selber bestimmen. Das finde ich gut. Ein paar Leute in der WG sind jetzt meine Freunde. Wir gehen zusammen in den Ausgang, an Konzerte, manchmal auch aufs Schiff. Diesen Sommer waren wir in Elba in den Ferien. Dort gingen wir oft alleine in die Beiz.

JEDEN MITTWOCHNACHMITTAG ist Konferenz. Dann treffen sich alle WG-Bewohner und Mitarbeiter im Esszimmer. Die Konferenz ist etwas Wichtiges. Dort organisieren und entscheiden wir alles. Zum Beispiel, wohin wir am Wochenende wollen. Einmal habe ich über eine Lampe reden wollen, an der ich immer den Kopf anschlug. Sie hat mich gestört, ich wollte sie nicht mehr. Zuerst waren einige dagegen, sie wegzunehmen. Doch dann haben alle Ja gesagt. Jetzt haben wir dort eine neue, schöne Lampe.

AN DER KONFERENZ ENTSCHIEDEN wir auch, ob wir einen bestimmten neuen Betreuer oder Mitbewohner haben wollen oder nicht. Die Betreuer kommen immer einen Tag zu uns schnuppern. So lernen wir sie besser kennen. Und abends, nach dem Schnuppertag, können wir ihnen so viele Fragen stellen wie wir wollen. An der nächsten Konferenz können dann alle ihre Meinung sagen. Ein Betreuer wird nur dann angestellt, wenn alle einverstanden sind. Sonst diskutieren wir nochmals darüber. Die Meinung jedes Einzelnen wird respektiert.»
| Aufgezeichnet von Barbara Lauber

Inklusion | Weg vom Wohnheim

Leben mitten im Dorf Grabs

Das Lukashaus in Grabs (SG) reduziert seine Wohnheimplätze schrittweise. Davon profitiert das ganze Dorf.

«Inklusion heisst nicht nur teilhaben, sondern auch einen Teil geben und Teil einer Gemeinschaft sein», sagt Hubert Hürlimann, Leiter des Lukashauses in Grabs (SG). Weil dies mitten im Dorf leichter gelingt als in der Institution, reduziert das Lukashaus sukzessive seine Wohnheimplätze und schafft im Herzen von Grabs und der Region neuen Wohnraum. Heute leben 25 der 65 Bewohner in einer WG oder Einzelwohnung. «Unsere Vision ist es, bis in zehn Jahren möglichst keine Heimplätze mehr zu haben und das Gebäude umzunutzen», sagt Hürlimann. Bis dahin gelte es, die Wohnungen wie die Heiminfrastruktur parallel zu finanzieren.

«Unsere Präsenz im Dorf ist zentral» Hürlimann erzählt stolz, dass in Grabs niemand mehr von den «Lukashäuslern» spreche. «Heute werden die Bewohner des Lukashauses als Teil der Dorfgemeinschaft wahrgenommen», betont er. Sie gehörten wie selbstverständlich dazu: Die Grabser treffen sie in der Beiz, beim Einkaufen, im Dorfverein oder beim Grümpelturnier. «Ihre Präsenz ist zentral», sagt Hürlimann. Auch die Mitarbeitenden und er hätten die Aufgabe, so oft als möglich den Kontakt zur Bevölkerung, zu Vereinen, zum Gewerbe und zur Politik zu pflegen und über ihre Arbeit zu informieren. «Nur so gelingt es, im Dorf ein Bewusstsein für Teilhabe und Inklusion zu schaffen. Davon profitieren alle.» Die Menschen mit Behinderung, betont Hürlimann, müssten mittendrin stehen und für die Bevölkerung sichtbar sein. Aus dieser Überzeugung heraus hat das Lukashaus den Bereich Beschäftigung kürzlich ins Industriegebiet in ein Fabrikgebäude verlegt, das gleichzeitig von einer Firma genutzt wird. «Hier kommen Menschen mit und ohne Behinderung ganz selbstverständlich in Kontakt», sagt Hubert Hürlimann. «Das ist gelebte Normalisierung.» | Barbara Lauber
www.lukashaus.ch

Inklusion | In der TV-Sendung «Singularités» machen Betroffene Behinderung zum Thema

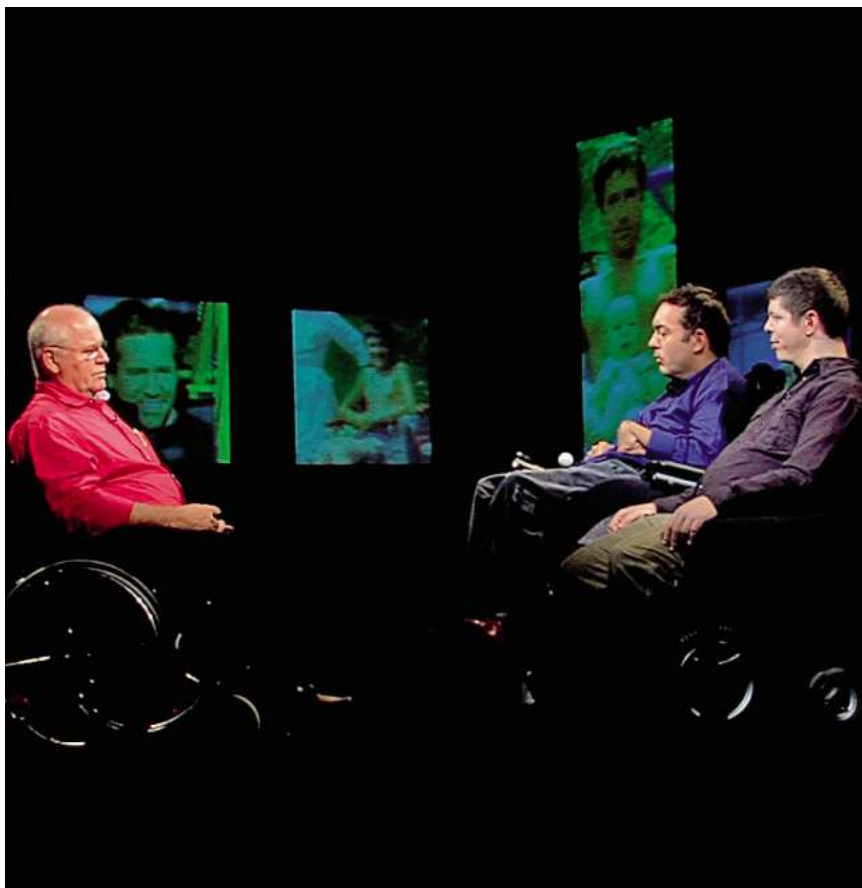
Menschen mit geistiger Behinderung machen

Wie können Menschen mit geistiger Behinderung technisch und intellektuell komplexe Arbeiten für die Produktion einer TV-Sendung, die höchsten Qualitätsansprüchen genügen muss, bewältigen? Die Produktionsfirma Ex&Co der Stiftung Clair Bois in Genf macht's vor.

Die Kameramänner und der Aufnahmeleiter stehen im Dunkeln. Nur die beiden Moderatoren und der Studiogast sind hell ausgeleuchtet. Es ist so still, als könnte man ein Streichholz fallen hören, als einer der Moderatoren dem Buchautor und Psychiater Nicolas de Tonnac die Frage stellt: «Wie kann man sich als Mensch mit Behinderung selber annehmen?» Der grauhaarige Mann im rosa Hemd nimmt sich Zeit mit der Antwort. «Es gibt kein Rezept. Wir nehmen uns an, weil es um uns Menschen gibt, die uns darin unterstützen.»

Bis zu 40'000 Zuschauer

Nicolas de Tonnac, der kürzlich die Autobiografie «Chacun porte en soi une force insoupçonné» publiziert hat, spricht in der «Wir»-Form, denn seit einem Unfall mit 13 Jahren sitzt er im Rollstuhl. Und auch die beiden Moderatoren sprechen nicht über «die anderen», sondern haben selber eine Behinderung. Diese hindert sie nicht daran, für eine monatliche Sendung im Genfer Lokalfernsehen «Léman Bleu» Inter-



Auf Sendung: Die beiden Moderatoren (rechts: Adrien Zurflüh) im Gespräch mit dem Psychiater Nicolas Tonnac (links). Bild | zvg

«Es reicht, wenn jemand Ja oder Nein sagen kann.»

Jean-Christophe Pastor, Leiter Ex&Co

views mit prominenten und anderen Gästen zu führen. «Singularités» heisst die halbstündige Sendung, welche das Thema Behinderung aus der Sicht von Betroffenen aufgreift. «Nicht über sie sprechen, sondern sie selber das Wort ergreifen lassen», heisst die Devise von Jean-Christophe Pastor, Leiter von Ex&Co, der Videoausbildungs- und produktionsfirma der Genfer Stiftung Clair Bois, welche die Sendung produziert.

Das Resultat spricht für sich: 10'000 bis 40'000 Menschen sehen sich die Sendung jeden Monat an. Das Interview, das heute Morgen aufgezeichnet wird, ist interessant und berührend, die Fragen sind klar und direkt, die Antworten offen und persönlich, die Atmosphäre ist frei von Hektik. Vielleicht ist es auch diese angenehm ruhige Atmosphäre, die dazu führt, dass sich der Gast öffnet und viel Persönliches preisgibt? Der Aufnahmeleiter Jean-Christophe Pastor, der oft solche Feedbacks bekommt, sagt: «Ich denke, dass es damit zusammenhängt, dass unsere Moderatoren keine Rolle spielen. Und damit, dass wir alle uns anders verhalten, wenn wir einem Menschen mit Behinderung gegenüber sitzen. Es kommt vor, dass etwa VIPs bei uns Dinge erzählen, die sie noch nie zuvor gesagt haben.»

Es geht weiter. «Ça tourne!», heisst es im abgetrennten Regieraum. Im Gegensatz zum Set geht es hier hektisch zu und her. «4 4», «3 3», «1 1», ertönen in kurzen Abständen die Befehle des Regisseurs. Damit weist er den Lernenden am Regiepult an, welche der vier Kameraeinstellungen aufgezeichnet werden soll. Es wechselt ständig.

Höchste Konzentration trotz Hektik

Die Bildschnitte der vier Kameras kann der Regisseur auf vier kleinen Bildschirmen überprüfen. Über das Headset erteilt er den Kameramännern draussen Anweisungen: «Guillaume, du schneidest ihm den Kopf ab!» oder «Die Hände des Mannes, nur die Hände!». Heute ist es einer der TV-Profis und Ausbildner, der als Regisseur den Überblick wahren muss. Aber manchmal ist es auch ein

Fernsehen für ganz Genf



Sie alle tragen zum Gelingen einer Sendung bei: Der Moderator Frédéric Kessler, ein Kameramann und ein Regieassistent. Bilder | Barbara Spycher

Mitarbeiter mit Behinderung, welcher diese Aufgabe, welche höchste Konzentration erfordert, übernimmt.

Es ist nur eine von mehreren intellektuell und technisch komplexen Aufgaben im vielschichtigen Produktionsprozess der TV-Sendung «Singularités». Wie ist

Mehrfachbehinderung begonnen. Diese hätten schliesslich für einen internen TV-Kanal Beiträge produziert. Mit den Jahren tauchte der Wunsch auf, den institutionellen Rahmen zu verlassen und einer grösseren Öffentlichkeit zu zeigen, dass Menschen mit Behinderung unsere Gesellschaft mit ihrer Sichtweise bereichern. Clair Bois rief die Produktionsfirma Ex&Co ins Leben, welche jugendliche IV-Bezüger zu polyvalenten Videoassistenten auszubilden begann. Der Genfer Lokalsender «Léman Bleu» wurde angefragt – und war offen für eine Kooperation. So wurde 2005 die erste Ausgabe von «Singularités» ausgestrahlt.

Die Sendung, deren Aufzeichnung in diesem Moment zu Ende geht, ist bereits

die 79.: Der erfolgreiche Dreh wird beklatscht, die Kameramänner erhalten vom Regisseur ein Sonderlob, und ehe man sich's versieht, ist alles abgebaut und die Mitarbeitenden sind in die Mittagspause entschwinden, bevor sie am Nachmittag dann mit dem Schneiden beginnen. Nur Adrien Zurflüh und Frédéric Kessler, zwei der Moderatoren, sind noch im Studio.

«Ich will erreichen, dass die Leute uns mit anderen Augen sehen.»

Moderator Frédéric Kessler

es möglich, dass Menschen mit geistiger oder Mehrfachbehinderung diese Aufgaben erfüllen können?

Jean-Christophe Pastor verhehlt nicht, dass es zu Beginn ein Abenteuer war. Sie hätten manche Geräte technisch angepasst, damit Mitarbeitende mit körperlichen Einschränkungen sie bedienen konnten. Es brauche auch eine andere Vision der Arbeit, man müsse die Aufgaben neu überdenken und aufteilen. Und: «Man darf nicht die Einschränkungen oder aktuellen Kompetenzen der Mitarbeitenden im Blick haben, sondern muss auf ihr Potenzial fokussieren.» Letztlich hätten sie festgestellt: «Eigentlich reicht es, wenn jemand Ja oder Nein sagen kann.»

1992 hat die Stiftung Clair Bois mit einem Videoworkshop für Menschen mit

Ex&Co Videoproduktion

Die Videoausbildungs- und Produktionsfirma Ex&Co gehört zur Genfer Stiftung Clairbois. Bei Ex&Co arbeiten dreizehn Mitarbeitende mit IV-Rente und vier TV-, Video- und Grafikspezialisten, welche fünf Jugendliche zu polyvalenten Videoassistenten ausbilden. Nebst der Sendung «Singularités» fürs Genfer Lokalfernsehen produziert Ex&Co Dokumentarfilme, Werbung, Filme über Institutionen oder Aufzeichnungen von Vorträgen für externe Kunden. | spy

www.clairbois.ch

Moderatoren auf der Strasse erkannt

Adrien Zurflüh ist noch ein bisschen aufgewühlt. «Es hat mich sehr berührt, als Nicolas de Tonnac gesagt hat, man müsse sich selbst lieben. Ich bin noch nicht soweit, dass ich mich mit meiner Behinderung annehmen kann», sagt der 29-Jährige, der eine geistige Behinderung mit autistischen Zügen hat. Doch zufrieden sei er schon, wie immer nach einer gelungenen Sendung. Er wie auch Frédéric Kessler, der eine cerebrale Bewegungsbehinderung hat, können auf eine jahrelange Moderationserfahrung zurückblicken. Zurzeit absolvieren sie eine Weiterbildung. In Genf sind sie durch ihre Sendung bekannt und werden regelmässig auf der Strasse angesprochen. Frédéric Kessler, der früher in einer Werkstatt Kuverts geklebt hat, geniesst das, doch sein Ziel ist ein anderes: «Ich will erreichen, dass die Leute uns mit anderen Augen sehen.»

| Barbara Spycher

www.lemanbleu.ch

Inklusion | Inklusive Berufsbildung

Sie schaffte mit Trisomie 21 die Attestausbi

Nicole Wicki hat Trisomie 21. Das hinderte sie nicht daran, diesen Sommer die Ausbildung als Hauswirtschaftspraktikerin EBA erfolgreich abzuschliessen. Möglich gemacht wurde das durch offene und lernbereite Lehrkräfte und Berufsbildner.

Am 5. Juli 2013 war ein grosser Tag für die 19-jährige Nicole Wicki und all diejenigen, die sie auf dem Weg dorthin im Hintergrund unterstützt hatten: Sie konnte ihr Attest als Hauswirtschaftspraktikerin EBA entgegennehmen. Damit hatten ihre Eltern nicht gerechnet, als sie vor vielen Jahren den Wunsch äusserten, dass ihr Kind mit Down-Syndrom den Regelkindergarten besucht. Doch es funktionierte gut, und so versuchten sie es mit der Einschulung in der Regelklasse, im Bewusstsein: «Wenn die erste Woche gut über die Bühne geht, ist schon mal gut.» Mit der Zeit begannen sie in Jahren zu denken, und als es in der Oberstufe um die Berufswahl ging, absolvierte Nicole Wicki Praktika in Institutionen für Menschen mit Behinderung, aber auch in gewöhnlichen Lehrbetrieben. Man wollte für beide Wege offen bleiben. Es stellten sich viele Fragen, etwa: Darf man einer Jugendlichen mit



«Inwiefern behindert die Umgebung Nicole Wicki beim Lernen?»

Down-Syndrom zutrauen, in der fordernden freien Wirtschaft eine Ausbildung zu machen? Findet man einen Lehrbetrieb? Wie läuft es mit der Gewerbeschule?

Support via Telefon-Hotline

Doch von Beginn weg stösst die Idee einer inklusiven Berufsbildung für Nicole bei den Beteiligten auf eine grosse Bereitschaft: Der Rektor des Gewerblich-industriellen Berufsbildungszentrums Zug sieht darin eine Chance, zukunftsgerichtete, inklusive Strukturen zu erarbeiten; das Roche Forum Buenas bietet Nicole eine Lehrstelle an, und das Heilpädagogische Zentrum Hagendorn, welches Nicole

Wicki durch die Schulzeit begleitet hatte, stellt Projektgelder aus einem Spendenfonds zur Verfügung (siehe Box).

Nicole Wicki und ihre Eltern entscheiden: «Wir machen es!» Und so kann die junge Frau nach den Sommerferien 2010 im Roche Forum Buenas, dem internen Weiterbildungszentrum von Hoffmann-La-Roche am Zugersee, mit ihrer Lehre als Hauswirtschaftspraktikerin beginnen. An ihren ersten Arbeitstag erinnert sie sich so: «Es war ein verrückter Tag. Ich hatte starkes Herzklopfen. Ich habe die Kollegin aus Versehen im Kühlschrank eingesperrt.»

Auch wenn sich Nicole Wicki schnell gut einfügt und dazulernt, so gibt es doch immer wieder Situationen, in denen die Berufsbildnerin Anja Berg, welche sich aus dem Bauch heraus auf diese Herausforderung eingelassen hatte, nicht mehr weiter weiss. «Wieso sitzt Nicole jetzt weinend auf dem Boden?» «Was mache ich, wenn sie die Arbeit verweigert?» In solchen Situationen zögert die Berufsbildnerin nicht lange und nutzt die Telefon-Hotline zu Ursula Scherrer – damals Geschäftsleiterin des Heilpädagogischen Zentrums –, um sich fachlichen Rat zu holen. Denn im Hintergrund wirkt unter

der Leitung von Ursula Scherrer ein Projektteam aus Vertreterinnen und Vertretern des Heilpädagogischen Zentrums, der Gewerbeschule, des Lehrbetriebs und des kantonalen Amtes für Berufsbildung. Sie alle teilen die Überzeugung: Nicole Wicki wird den Lehrabschluss schaffen! Die Leitfragen, die sie an ihren Treffen besprechen, lauten: «Inwiefern behindert die Umgebung Nicole beim Lernen?

Das Projektteam im Hintergrund

Ein halbes Jahr vor Nicole Wickis Lehrbeginn formierte sich ein Projektteam aus Vertreterinnen und Vertretern des Heilpädagogischen Zentrums, der Gewerbeschule, des Lehrbetriebs und des kantonalen Amtes für Berufsbildung. Ziel war, an allen Lernorten den notwendigen Support zu bieten, damit die Lernende ihr Potenzial entfalten kann. Die Kosten wurden aus einem Fonds der Stiftung Kinderheim Hagendorn und einem Beitrag der IV gedeckt. Eine neu formierte Projektgruppe möchte weiteren Jugendlichen mit einer geistigen Behinderung den Weg zu einer inklusiven Berufsbildung ebnen. | spy

ldung in der freien Wirtschaft



Nicole Wicki (Foto oben) strahlt nach bestandener Lehrabschlussprüfung als Hauswirtschaftspraktikerin EBA. Ihre Ausbildung hat sie im Roche Forum Buonas gemacht (Foto links). Bilder | zvg

Welchen Support brauchen die Lehrkräfte und die Berufsbildnerin, um Nicole die Lerninhalte zu vermitteln?»

Grössere Klasse mit zwei Lehrkräften
Als sich herausstellt, dass Nicole Wicki in der Gewerbeschule von den Mitschülern ausgegrenzt und übers Ohr gehauen wird, entscheidet das Projektteam, für sie eine Lehrzeitverlängerung zu beantragen, so dass sie das erste Jahr wiederholen kann. Gleichzeitig wird die Klasse fürs neue Schuljahr von 8 auf 14 Lernende vergrössert und kann somit durchwegs von zwei Lehrpersonen unterrichtet werden. Denn, so Scherrer: «Man weiss, dass grössere Klassen mit zwei Lehrpersonen für einen inklusiven Unterricht förderlich sind.»

Von da an gehört Nicole Wicki in ihrer Klasse selbstverständlich dazu, und Ursula Scherrer meint rückblickend: «Nicole hat gelernt, wie sie sich in einer solchen Situation verhalten kann.» Dank der Unterstützung eines privaten Nachhilfelehrers sind auch Nicole Wickis schulische Leistungen gut. Und so schafft sie, woran ihr Umfeld stets geglaubt hatte: Sie besteht den praktischen und den schulischen Teil der Lehr-

abschlussprüfung. «Eine mega-Leistung», weiss Anja Berg, die sich nachträglich versichert, dass man mit Nicole Wicki genauso streng war wie mit den anderen. «Man hat sogar die strengsten Expertinnen zu ihr geschickt, weil man sich den Vorwurf der Bevorteilung nicht leisten kann.» Die einzige Abweichung war: Nicole Wicki durfte die schriftliche Prüfung mündlich ablegen – das ist auf Antrag möglich, beispielsweise auch für Legastheniker.

Die Suche nach einer Arbeitsstelle

Nun folgt der nächste Übergang – die Suche nach einer Arbeitsstelle – mit ungewissem Ausgang. Bis Ende Jahr kann Nicole Wicki noch beim Roche Forum Buonas arbeiten – wo sie 80 Prozent zu einem normalen Lohn angestellt ist –, danach muss sie anderswo eine Stelle finden. Sie wünscht sich, künftig mehr im Haushalt und weniger in der Küche zu arbeiten – «weil ich nicht zunehmen will». Ihre Eltern wiederum sind offen, ob es für die Tochter im 1. Arbeitsmarkt

«Welchen Support brauchen Lehrkräfte und die Berufsbildnerin, um Nicole Wicki die Lerninhalte zu vermitteln?»

oder in einer Institution für Menschen mit Behinderung weitergeht. Bei der IV wird nun auch die Frage nach einer Rente geklärt. «Vielleicht wäre es für Nicole auch mal schön, unter ihresgleichen zu sein, und nicht immer diejenige, die halt doch anders ist», sagt ihre Mutter, Christine Wicki, nachdenklich.

Eines aber hat Christine Wicki auch weiterhin nicht vor: Sich selber oder ihre Tochter unter Druck zu setzen. «Andere Jugendliche gehen nach der Ausbildung monatelang reisen. Wenn Nicole nicht sofort eine Anschlusslösung findet, kann sie Ferien machen oder mir im Haushalt helfen.» Das liesse sich gut mit Nicole Wickis privaten Zukunftswünschen vereinbaren, denn sie möchte «häufiger ins Tennistraining gehen». | Barbara Spycher

Kurz notiert

INSOS Schweiz wehrt sich gegen den Spareifer einzelner Kantone

INSOS Schweiz stellt in einer Medienmitteilung besorgt fest, dass einzelne Kantone – darunter der Kanton Bern – zunehmend versuchen, auf dem Rücken der Menschen mit Behinderung zu sparen. Damit schränken die Kantone das Recht dieser Menschen auf Teilhabe und Selbstbestimmung schmerzlich ein (vgl. auch Editorial). Dies steht für INSOS im Widerspruch zu den kantonalen Behindertenkonzepten, die der Bundesrat 2011 gutgeheissen hat. INSOS lässt nun u.a. abklären, ob die Kantone im Falle von Sparmassnahmen ihr Behindertenkonzept, das BehiG und das IFEG noch vollumfänglich einhalten können.

www.insos.ch > **Publikationen** > **Medienmitteilungen**

Fall H.S.: Die Staatsanwaltschaft erhebt Anklage in 33 Fällen

Die Staatsanwaltschaft hat gegen den 57-jährigen Sozialtherapeuten H.S. Anklage erhoben. Der Mann soll während 29 Jahren in verschiedenen Institutionen an 124 Kindern und Pflegebefohlenen sexuelle Handlungen begangen haben. Bedingt durch die Verjährungsfrist können nur 33 Fälle strafrechtlich verfolgt werden. Die verbandsübergreifende Arbeitsgruppe Prävention, der auch INSOS Schweiz angehört, hält in ihrer Medienmitteilung fest: «Nulltoleranz und Hinschauen sind ein Muss.» Und weiter: «Prävention ist eine Daueraufgabe, die nicht nur die Institutionen, sondern die ganze Gesellschaft wie auch die Politik fordert.»

www.charta-praevention.ch

Website und «Alle Downloads» laden ein zum Surfen

Mit der neuen Website von INSOS Schweiz wurde nicht nur der Webauftritt attraktiver gestaltet, sondern auch der Navigationspunkt «Alle Downloads» neu geschaffen. Hier sind sämtliche Dokumente zu finden, die INSOS Schweiz für seine Verbandsmitglieder erarbeitet und auf dem Web aufgeschaltet hat. Herumsurfen lohnt sich.

www.insos.ch > **Publikationen** > **Alle Downloads**

Inklusion | Umfrage am INSOS-Kongress 2013 zum Thema «Teilhabe und Inklusion»

Und was bedeutet Inklusion für Sie?

Ziel unserer Stiftung ist die Integration im Wohn- und Arbeitsbereich. Inklusion bedeutet für unsere Jungs selbständiges, selbstbestimmtes Leben in der eigenen Wohnung, am Arbeitsplatz und in der Freizeit, Übernahme von Selbstverantwortung sowie ein gegenseitiges Geben und Nehmen zwischen allen Bevölkerungsschichten.

Susanne Niederhauser,
Stiftung Freier Leben, Thierachern (BE)

Inklusion ist in der Cité Radieuse ein tägliches Abenteuer, um jedem Bewohner oder jeder Klientin zu erlauben, einfach zu SEIN – statt zu machen, zu sagen, zu fragen, zu versuchen, zu motivieren, zu überzeugen, zu integrieren... Utopie oder Dogma? Eine spannende Herausforderung!

Nicolas Gremaud,
Cité Radieuse, Echichens (VD)

Für mich ist Inklusion wie die Suche nach dem Glück: Wenn du es suchst, findest du es nicht. Deshalb geht's bei uns um Teilhabe. Inklusion geschieht dabei jeweils «aus Versehen».

Thomas Weber,
Imbodehuus, St. Gallen

Ist das Risiko so gross, wie in sozialen Institutionen getan wird? Kann man denn wirklich scheitern? Ich kenne keine Behinderteninstitution, die wegen Inklusionsbewegungen bankrott ging.

Dr. Johannes Schädler,
Zentrum für Planung und Evaluation Sozialer Dienste (ZPE),
Universität Siegen (D)

Inklusion bedeutet: Lebensräume zu schaffen, so nah wie möglich an den Bedürfnissen und den Projekten der Menschen und in Verbindung mit der sozialen Umgebung. Es kann sich um Orte handeln, die All-Inclusive-Dienstleistungen anbieten wie ein Heim, oder um Angebote «à la carte» für Personen, die alleine wohnen – ohne dabei angepasste Arbeitsplätze zu vergessen, die Kontakt zur Öffentlichkeit bieten.

Christiane Gaud,
Association Thaïs – La Maison des Champs, Bernex (GE)

Mit der UN-Behindertenrechtskonvention werden Menschen mit Behinderung von einem Objekt, das die Gesellschaft belastet und von ihr unterstützt werden muss, zu einem Subjekt mit Rechten und einer Wahlfreiheit.

Pierre Margot-Cattin,
Fachhochschule für soziale Arbeit (HES-SO/Wallis) und
Präsident Schweizer Gleichstellungsrat

Jeder einzelne Mensch gehört zur Menschheit, ja, er bildet erst mit den anderen zusammen diese Menschheit.

Prof. Dr. paed. Andreas Fröhlich,
Kaiserslautern (D)

Wir müssen unsere Sichtweise ändern: Es gibt keine starken und schwachen Menschen, keine richtigen und falschen. Es gibt einfach eine Menschheit.

Prof. Charles Gardou,
Universität Lumière, Lyon (F)

Aus dem Bundeshaus | IV-Revision

Die Invalidenversicherung ist noch längst nicht gerettet

CVP-Nationalrat (TG) Christian Lohr wurde mit einer Congenital-Behinderung geboren und setzt sich für die Anliegen von Menschen mit Handicap ein.



Nach intensiver, zweijähriger Parlamentsarbeit ist die IV-Revision 6b in der Sommersession durch eine unheilige politische Allianz fast auf der Ziellinie versenkt worden. Die Rückkehr zum Status Quo ist für niemanden eine wirklich gute Lösung. Die Gründe, warum diese bedeutende Vorlage auf diese unwürdige Art und Weise gescheitert ist, sind vielfältig und verdeutlichen gleich mehrere Problemkreise.

Zum einen hätten die Befürworter früher erkennen müssen, dass es sich bei einer Revision der Invalidenversicherung nie allein um eine finanzpolitische Massnahme handelt. Denn werden – wie dies vom Bundesrat und von vielen Politikerinnen und Politikern recht undifferenziert gefordert wurde – mit dem Sanierungsargument Rentenkürzungen eingeleitet, so müssen auch sozialpolitische Überlegungen mit einbezogen werden, etwa die unsinnige Verlagerung der Kosten auf andere Sozialsysteme. Diese innere Verkettung zu ignorieren, erwies sich als ebenso fatal, wie die fehlende Bereitschaft, die nachhaltige finanzielle Sicherung der Invalidenversicherung genauer zu beleuchten.

Die Fronten verhärteten sich im Verlauf der Debatte offenkundig. Die Einführung eines linearen Rentensystems wäre ein wichtiger Schritt gewesen, um positive Anreize für die Integration von Menschen mit Behinderung in die Arbeitswelt zu schaffen. Eine Verschärfung der Situation für stärker behinderte Menschen hingegen wäre eine absolut verantwortungslose Entscheidung gewesen. Kleinste Jobpensen sind für Menschen mit einem schwereren Handicap auf dem Arbeitsmarkt nicht vorhanden – das ist einfach die Realität.

Man fand sich in der parlamentarischen Diskussion aber auch in der Frage der Schuldenbremse nicht. Ein Interventionsmechanismus mit einer Opfersymmetrie hätte durchaus Sinn gemacht. Er wäre selbst von den Behindertenorganisationen akzeptiert worden. Spätestens bei diesem Punkt ist einem beim genaueren Analysieren der fadenscheinigen

Begründungen für das vorzeitige Begräbnis der IV-Revision bewusst geworden, wie sehr bereits das Vorgeplänkel für die in Aussicht stehende AHV-Revision läuft.

Die IV gedankenlos abstürzen zu lassen, ist auch ein bedenkliches politisches Signal an die Bevölkerung. Das Parlament hat die Aufgabe, sich für politisch tragfähige Konzepte einzusetzen. Dazu braucht es kreative und konstruktive Kräfte, die bereit sind, ethische Verantwortung zu tragen.

Was ist nun die Folge dieses unüberlegten Spiels mit dem Feuer? Die IV ist ja noch längst nicht gerettet, obschon die vom Bundesamt für Sozialversicherungen vorgelegten Zahlen optimistische Aussichten vermuten lassen. Doch allein das Prinzip Hoffnung genügt nicht; das muss allen bewusst sein.

Neue politische Vorstösse, die in den letzten Wochen und Monaten eingereicht wurden, erwecken den Eindruck, dass zuletzt bloss Ruhe vor dem nächsten Sturm herrschte. Der politische Druck, überall partout sparen zu müssen, ist ja schon längst als Flächenbrand spürbar – gerade auch bei Institutionen für Menschen mit Behinderung. Die Forderung, jene Punkte bald umzusetzen, die in der zurückliegenden Revisionsdebatte unbestritten waren, erachte ich als durchaus sinnvoll. Kein Verständnis hätte ich für Vorschläge, die nur unsinnige Kostenverlagerungen im Sozialbereich bewirken.

Zweifellos gilt es im Zusammenhang mit der IV einiges zu hinterfragen. Wird dieses grosse Sozialwerk in der jetzigen Form seinem ursprünglichen Eingliederungsauftrag gerecht? Sind die Aufgaben, die der IV aktuell übertragen sind, die richtigen? Ist eine Finanzierung unter den gegebenen Voraussetzungen überhaupt noch möglich? Dies sind nur drei Aspekte, die man näher beleuchten müsste. Vom Bundesrat wünsche ich mir, dass er zumindest in ersten Ansätzen eine kohärente Behindertenpolitik mit Entwicklungsperspektiven definiert. | Christian Lohr

FABE-Förderpreis 2013 | Mirjam Helg-Santschi (Brühlgut Stiftung) über ihr Siegerprojekt «Yoga für «Hier gibt es keine Verlierer und Gewinner»

Mit ihrer Arbeit «Yoga für Menschen mit Beeinträchtigung» hat Mirjam Helg-Santschi den FABE-Förderpreis 2013 gewonnen. Ihre Vision sind «inklusive» Yoga-Kurse, die allen offen stehen und in denen «keiner nach Behinderung fragt».

INFOS INSOS: Die Förderpreis-Jury hat Ihre Arbeit «Yoga für Menschen mit Beeinträchtigung – Hatha Yoga in leichter Sprache» als «echte Innovation» gelobt. Woher kommt es, dass Yoga bislang Menschen mit Behinderung nicht erreicht hat?

Mirjam Helg-Santschi: Das ist mir auch unerklärlich. Es gibt zwar heute sicherlich schon Leute, die Yoga für Menschen mit Behinderung im kleinen Rahmen anbieten. Doch es ist sehr erstaunlich, dass Yoga nicht eine viel grössere Be-

«Den Teilnehmenden ist es wohl in den Stunden. Hier gibt es keine Förderziele, keine Erwartungen, kein «besser» oder «schlechter».»

deutung hat. Zumal es ganzheitlich wirkt und das heutige Verständnis von Betreuungs- und Begleitungsarbeit widerspiegelt. Vielleicht trauen einzelne Leute den Menschen mit Behinderung Yoga auch nicht ganz zu. Oder sie sind selber unsicher, was Yoga genau ist.

Und was ist Yoga genau?

Für mich ist Yoga eine Lebenseinstellung. Man lernt etwa, offen und liebevoll auf sich und andere zuzugehen, Vertrauen in sich und andere Menschen zu haben, und man lernt seinen Körper, Geist und seine Emotionen besser kennen. Dies wird im Hatha Yoga durch Meditation, Asanas (Körperstellungen) und Pranayama (Atemtechnik) erreicht.

Wie kamen Sie selber als Fachfrau Betreuung auf die Idee, in der Brühlgut-Stiftung einen Yoga-Kurs anzubieten?
Für mich war das naheliegend. Ich praktiziere schon lange Yoga. Als ich be-

schloss, mich zur Yoga-Lehrerin ausbilden zu lassen, war für mich auch klar, dass Yoga zu einem Teil meines Alltags werden soll. Denn meine Arbeit als Fachperson Betreuung hat mit Yoga vieles gemeinsam: Bei beidem steht der ganze Mensch mit all seinen Bedürfnissen und Ressourcen im Mittelpunkt. Und es geht bei beidem darum, den Menschen bis zur vollkommenen Selbstbestimmung zu begleiten. Mich hat es deshalb sehr gefreut, dass meine Vorgesetzte meine Idee sofort gutgeheissen hat.

Sie hatten mit Ihrem Yoga-Kurs von Anfang an Erfolg: Den ersten Kurs haben sechs Personen mit Beeinträchtigung besucht, den zweiten bereits elf. Haben Sie mit Ihrem Angebot offene Türen eingermannt?

Die Teilnehmenden wussten wahrscheinlich anfänglich nicht, was sie in einer Yoga-Stunde erwartet. (lacht) Sie haben wohl einfach aus Neugier und aus Sympathie zu mir die erste Stunde besucht. Doch das Schöne ist: Sie sind wiedergekommen, jede Woche.

Was unterscheidet Ihre Yoga-Stunde von einem ähnlichen Angebot für Menschen ohne Beeinträchtigung?

Menschen mit einer kognitiven Beeinträchtigung brauchen in der Regel etwas länger, um bestimmte Abläufe zu verstehen. Doch in den Yoga-Stunden war dies überraschenderweise nicht der Fall! Die Teilnehmenden haben von Anfang an intuitiv verstanden, was sie tun sollen; es herrschte sehr schnell eine grosse Konzentration und Ruhe.

Wie erklären Sie sich das?

Yoga ist am Körper ganz unmittelbar erfahrbar und sehr konkret. Indem sich die Teilnehmenden auf ihren Körper und ihre Emotionen konzentrieren, wird es ihnen möglich, sich mit sich selber auseinanderzusetzen. Somit stehen sie ihren eigenen Begrenzungen und Hindernissen anders gegenüber als sonst. Dies hilft, Blockaden zu lösen. Sie finden Abstand und können einer bestimmten Aufgabe gelöst und entspannt begegnen - ohne Erwartungsdruck, ohne Verlierer und Gewinner. Im Yoga sind deshalb wirklich

alle Menschen gleich! Wichtig für Menschen mit Beeinträchtigung ist jedoch, dass ich ausführlich und möglichst anschaulich anleite. Dafür ist oft auch Humor und vor allem Phantasie notwendig.

Wie erleben Sie die Teilnehmenden mit Beeinträchtigung während der Yoga-Stunde?

Sie werden ruhig, sind konzentriert, aber doch gelöst. Ihnen ist es wohl beim Yoga: Hier gibt es keine Förderziele, keine Erwartungen, kein «besser» oder «schlechter». Das entspannt.

In welcher Hinsicht profitieren die Teilnehmenden von den Yoga-Stunden?

Mit Yoga verändert sich einiges und kommt vieles in Gang. Oft höre ich, dass die Teilnehmenden besser schlafen können und sich im Alltag ruhiger und entspannter fühlen.

Würden Sie jeder Institution empfehlen, Yoga ins Angebot aufzunehmen?

Auf jeden Fall! Yoga ist unser Ursprung. Es sollte deshalb neben den heute üblichen Therapieformen ebenfalls angeboten werden. Allerdings ist wichtig, dass eine qualifizierte Yoga-Lehrerin mit den Menschen mit Beeinträchtigung arbeitet. Unter www.swissyoga.ch sind anerkannte Yoga-Lehrer in der Schweiz aufgelistet.

Noch ist Ihr Yoga-Kurs exklusiv resp. nur für Menschen mit Beeinträchtigung?

FABE-Förderpreis

Jedes Jahr zeichnen INSOS Schweiz, Agogis und der Berufsverband Fachperson Betreuung mit dem FABE-Förderpreis innovative Projekte aus, welche die Autonomie, Selbstbestimmung und Integration von Menschen mit Beeinträchtigung fördern. Dieses Jahr gewann Mirjam Helg-Santschi (Brühlgut Stiftung). Die 28-Jährige lässt sich derzeit nebenberuflich zur Yoga-Lehrerin ausbilden. Mehr zum Preis unter: www.insos.ch > Themen > FABE-Förderpreis

Menschen mit Beeinträchtigung»

– alle Menschen sind gleich»



Ihre Vision sind inklusive Yoga-Kurse: Mirjam Helg-Santschi, Gewinnerin des FABE-Förderpreises 2013, leitet eine Kursteilnehmerin an. Bild | zvg

gung. Im Hinblick auf Normalisierung und Inklusion wäre es aber wünschenswert, wenn Menschen mit und Menschen ohne Beeinträchtigung gemeinsam üben würden. Haben Sie Pläne in diese Richtung?

In der Brühlgut Stiftung gibt einen Kurs für Menschen mit Beeinträchtigung sowie separat einen für die Betreuenden. Das hat seinen Grund: Würden alle denselben Kurs besuchen, blieben die Betreuenden in ihrer Betreuerrolle, und die Menschen mit Beeinträchtigung würden sich «betreut» fühlen. Aber meine Visi-

on ist es, ausserhalb der Stiftung Kurse anbieten zu können, in denen nicht nach Beeinträchtigung gefragt wird und die allen offen stehen. Das wäre im Yoga sehr gut möglich, denn in den Stunden lernen die Teilnehmenden eben gerade, sich und anderen mit Achtung zu begegnen. Im Yoga sind sie auf sich selber konzentriert – dabei verschwindet das Verlangen nach sozialem Vergleich.

| Interview: Barbara Lauber

www.bruehlgut.ch
www.hathayogahelg.ch

In eigener Sache



«Ich jage nie zwei Hasen auf einmal», lautete das Erfolgsrezept von Fürst Otto von Bismark. Und dem preussischen Generalfeldmarschall von Moltke wird folgender Leitsatz zugeschrieben: «Vier G dürfen einem Feldherrn nicht fehlen: Geld, Geduld, Genie und Glück.» Die beiden Männer waren erfolgreiche Militärstrategen. Der Begriff «Strategie» fand erst Ende der 1950er Jahre auch Eingang in die Führungsetagen der Geschäfts- und Wirtschaftswelt. Militär- und Geschäftsstrategien ähneln sich deshalb in Konzepten und Prinzipien.

Zur Durchsetzung der Visionen, Leitbilder und Ziele von INSOS Schweiz benötigen wir Strategien. Sie dienen der Erreichung ziel- und zweckgerichteten Arbeitens, der Optimierung einer effektiven, effizienten Ressourcenverteilung und der Koordination einzelner Entscheidungsströme.

Noch vor nicht allzu langer Zeit jagten wir im Zentralvorstand mindestens zwei Hasen: Zum einen suchten wir nach der zeitgemässen, schlanken Verbandsstruktur und standen gleichzeitig in der schwierigen Fusionsverhandlung mit unserem Partnerverband. Nachdem die Fusion nun der Klärung eines Allianzmodells gewichen ist und die Delegiertenversammlung die neue Strategie gutgeheissen hat, kann sich der Vorstand auf die Strukturreform des Verbandes konzentrieren.

Dafür bin ich zutiefst dankbar. Mit Elan haben wir nun mit dem Experten Peter Mascadri einen Strukturvorschlag erarbeitet und ihn zu Händen der Regions- und Kommissionsgremien verabschiedet. INSOS packt damit die Chance, das Zusammenspiel von Verbandsstruktur, Gremien, Arbeitsbereichen, Institutionen und Abläufen zu optimieren. Mit Geduld, Genie, den nötigen Finanzen und einem Quäntchen Glück wird es gelingen.

Herzlich,
Marianne Streiff
 Präsidentin INSOS Schweiz

Behinderung und Demenz | Fachtagung

Wichtig ist eine frühe Abklärung

Menschen mit geistiger Behinderung erkranken früher und häufiger an Demenz als die Durchschnittsbevölkerung. Es braucht eine frühzeitige Diagnose und eine angepasste Betreuung, wie eine interdisziplinäre Fachtagung deutlich machte. Alle sind gefordert.

Ein dementer Mann steht oben auf dem Berg, im Skianzug, die Skier angeschlantt. Der Weg dorthin war für alle Beteiligten anstrengend und mühsam, doch als er losfährt, zeigt sich: Sein Körper hat die Bewegungsabläufe nicht vergessen. Als er anhält, fragt ihn seine Begleiterin: «Wie geht es dir im Moment?» «Ich bin topfit, aber im Kopf ist es hohl.» «Wie spürst du dieses «Hohl-im-Kopf?»» «Es tut nicht weh, es ist vor allem mühsam für die anderen.»

Frühere und häufigere Erkrankungen
Diese Episode erzählte Andrea Mühlegg-Weibel vom Sonnweid-Campus, einem Kompetenzzentrum für Demenz, um zu illustrieren: Was diesen Mann im Laufe seiner Demenzerkrankung in Krisen gestürzt hat, waren vor allem die Reaktionen und Korrekturen des Umfelds. Um diesen Stress zu verringern und die Lebensqualität zu erhöhen, sind eine frühzeitige Erkennung und eine angepasste Betreuung wichtig: Darin waren sich die

«Entscheidend für die Diagnose ist nicht, ob jemandem Worte 'nicht' einfallen, sondern ob ihm die Worte 'nicht mehr' einfallen.»

Maryll Fournet, Psychologin in Lavigny

Referentinnen und Referenten – darunter etwa ein Ethiker, eine Ärztin oder ein Pflegeheim-Direktor – an der Fachtagung Behinderung und Demenz vom 18. September 2013 in Olten einig. Der interdisziplinäre Anlass war von INSOS Schweiz zusammen mit der Alzheimer-Vereinigung, Procap, Pro Infirmis, Curaviva und insieme organisiert worden. Doch wie diagnostiziert man Demenz bei Menschen mit Behinderung? Und inwie-

fern unterscheidet sich eine Demenz bei Menschen mit und ohne Behinderung? Die Antworten darauf sind gar nicht so einfach, denn Demenz im Zusammenhang mit Behinderung steht noch nicht lange im Fokus der Forscherinnen und Forscher. Klar ist, dass Demenzen bei Menschen mit geistiger Behinderung früher und häufiger auftreten, und dass die Diagnose komplexer ist. Denn diejenigen Kompetenzen, welche bei Demenzkranken abnehmen und als Indikator gelten, sind bei Menschen mit geistiger Behinderung oft bereits durch die Behinderung beeinträchtigt.

Jeder Mensch ist seine eigene Norm
Erfahrungen mit solchen Demenz-Diagnosen hat Maryll Fournet, welche in der Waadtländer Institution Lavigny neuropsychologische Tests bei Menschen mit geistiger Behinderung durchführt. Für diese Personengruppe seien die Standard-Tests nur bedingt geeignet. Zudem fehle eine Norm, mit der man die Resultate vergleichen könne. «Daher vergleichen wir jeden Menschen mit Behinderung mit sich selber – er selber ist die Norm.» Entscheidend sei nicht, ob jemandem zum Beispiel Worte «nicht» einfallen, sondern ob ihm die Worte «nicht mehr» einfallen. Viel wichtiger als bei Menschen ohne Behinderung sei daher eine systematische, schriftlich festgehaltene Beobachtung des Verhaltens durch das Betreuungspersonal. «Holen Sie sich bei uns Neuropsychologinnen Unterstützung», appelliert Fournet an die Institutionen, und auch die Psychiaterin Gabriela Stoppe empfiehlt für diese Personengruppe regelmässige Screenings bereits ab 35 Jahren.

Andere Anforderungen ans Personal
Die Wichtigkeit einer systematischen Beobachtung und einer frühzeitigen Diagnose unterstreicht auch die deutsche Diplom-Gerontologin Sinikka Gusset-Bährer. Erste Studien hätten gezeigt, dass Menschen mit geistiger Behinderung, die an Demenz erkranken, die Einbusen ihrer Leistungsfähigkeit durchaus wahrnehmen und Strategien entwickeln, wie etwa das Leugnen oder Verniedlichen ihrer Probleme. Es sei

wichtig, diesen Menschen Erfolgserlebnisse zu verschaffen, um ihr Selbstvertrauen zu stärken. Auch beim Personal kann die Krankheit Demenz Stress hervorrufen. Mögliche Massnahmen könnten sein: Kürzere Schichten, geteilte Verantwortung, eine Nachtwache, Supervision sowie Schulungen. Erforderlich ist auch ein Paradigmenwechsel in der Betreuungsarbeit: «Vom Tun ins Sein kommen», wie es Gerlinde Potz vom Werkheim Uster formuliert. Oder, um es in den Worten von Renate Müller zu sagen, welche in der Brühlgut-

«Es geht nicht mehr um die agogische Förderung, sondern um die Aufrechterhaltung der Ressourcen.»

Renate Müller, Brühlgut-Stiftung

Stiftung eine Demenzwohngruppe mit aufgebaut hat: «Es geht nicht mehr um die agogische, kognitive Förderung, sondern um die Aufrechterhaltung der Ressourcen – das stellt andere Anforderungen an die Mitarbeitenden.»

Räumliche Umgebung anpassen
Auch baulich hat die Brühlgut-Stiftung Veränderungen vorgenommen: So wurden etwa Spiegel entfernt, da sie verwirren können, der Essbereich wurde orange gestrichen, weil das appetitanregend wirkt. Inspirationen holten sich die Verantwortlichen in der Sonnweid, welche seit 25 Jahren Erfahrungen sammelt im Umgang mit Menschen mit Demenz. So, wie die Sonnweid ihrerseits vor 25 Jahren von Institutionen für Menschen mit Behinderung lernte, «weil es dort üblich war, dass man gemeinsam mit den Betreuten etwas gestaltet», wie Andrea Mühlegg-Weibel beobachtet hatte. Und dieser Austausch und diese Zusammenarbeit muss sich intensivieren bei der Herausforderung Behinderung und Demenz – das bekräftigten die Referentinnen und Organisatoren der Tagung.

| Barbara Spycher

Die Referate der Tagung finden Sie unter:

www.insos.ch > Veranstaltungen > Dokumentation > Behinderung & Demenz

Kolumne | Nelli Riesen

Ihr müsst begreifen, dass vor allem ihr inklusiv werden müsst

Nelli Riesen, 1966, ist Mitbegründerin der Vereinigung Alchemilla in Oberhofen (BE), wo sie als Färberin arbeitet. Sie ist Autistin und kann nicht sprechen. Seit 10 Jahren kommuniziert sie mit FC und referiert regelmässig an Tagungen. Der Inhalt dieser Kolumne stammt aus einem Referat, das sie im April in Wien gehalten hat.



Ich kann mit meiner Behinderung gut leben. Das habe ich als sinnvolles Schicksal anerkannt. Aber ich bin auf Menschen angewiesen, die mich unterstützen und begleiten. Ich kann dann das meiste im Alltag selber. Dabei zählt für mich in erster Linie das «Wie» und weniger das «Was» der Unterstützung. Ich kann mit dem gut gemeinten Fürsorge-Denken, -Fühlen und -Handeln gar nichts anfangen. Für mich entspringt das dem Nicht-Ernstnehmen und ist oft übergriffig. Ich kann mit Assistenten beim Zahnarzt gut leben, aber nicht bei mir selbst.

Also, was brauche ich? Und vielleicht auch ihr? Menschliche Beziehung. Damit meine ich: Interesse an mir als menschliche Individualität. Nicht nur an meiner Behinderung. Professionalität in allen Ehren, aber das reicht nicht, selbst mit staatlich anerkanntem Diplom nicht. Ich setze voraus, dass ihr was könnt. Aber ich brauche vor allem ein Gegenüber.

Ein Gegenüber, das bereit ist, sich einzulassen auf mich, das bereit ist, verbindlich und verlässlich zu sein. Das mich immer wieder als Mensch anspricht und mich nicht bloss als Autistin fachgerecht behandelt. Das bereit ist, mit mir ein Stück Lebensweg zu teilen und zu gehen. Das von sich selber weiss, dass auch ein Sozialpädagoge nicht alles weiss und wissen kann. Das zu seiner eigenen Entwicklung und zu den damit verbundenen Schwierigkeiten steht.

Mir etwas vorzumachen führt unweigerlich zu Irritationen. Ich brauche und wünsche mir Mitmenschen, die den Mut haben, sich auf ihr Gegenüber auf respektvolle und wertschätzende Art, auf Augenhöhe, einzulassen. Ich sehe nicht ein, warum mit uns behinderten Menschen nicht gesprochen wird, wie ihr das für euch selbst verlangt. Nur weil wir oft nicht gleich euren Vorstellungen gemäss antworten und reagieren können, heisst das noch lange nicht, dass wir dumm sind. Und auch nicht, dass wir nicht sehr wohl verstehen. Aber wenn ihr uns nichts zutraut und auch zumutet, so bleiben

wir separiert und ausgegrenzt. Da hilft keine Feier und keine Therapie, auch kein gesundes Essen, usw.

«Wollen hätt' ich schon mögen, aber dürfen hab' ich mich nicht getraut.» Diese Aussage des deutschen Komikers, Liedermachers und Autors Karl Valentin ist sehr treffend. Aus meiner Sicht aber für uns alle. Da spielt die Behinderung wirklich keine Rolle. Ihr dürft euch trauen. Wir warten darauf. Selbstbestimmung und Autonomie muss über lange Zeit geübt und gepflegt werden. Die Zeit hattet und habt ihr. Jetzt lasst uns bitte teilhaben an der Zukunft. Wir brauchen uns gegenseitig, sonst kann niemals Inklusion entstehen.

Und Inklusion ist ja so etwas Schwieriges. Die könnt ihr uns lange zusprechen. Damit ist aber noch keine neue Kultur lebendig geworden. Ihr könnt uns nur helfen, wenn ihr begreift, dass vor allem ihr inklusiv werden müsst. In der Tat ist es doch oft immer noch so, dass ihr uns liebevoll und kompetent begleitet. Ist das aber das gleiche, wie zusammen einen Weg zu gehen, auf dem jeder sich entwickelt und den andern daran teilhaben lässt? Gerne dürft ihr euch Notizen über unsere Entwicklung machen, Kardexe führen, usw. Macht ihr das über euch auch?

Ich erlebe so viel Gutes und Engagiertes, aber eben auch immer dieses leicht Abgesetzte. Dieses leicht Draussen-Bleibende. Inklusiv ist aber drinnen. Ich hoffe, ihr versteht meinen Gedanken. Inklusiv ist ein so schnell vergehender Zustand, den wir immer wieder neu erschaffen müssen. Das kann man nicht haben, sondern nur in jeder Begegnung neu erzeugen. Inklusiv kann kein einzelner Mensch sein. Dazu braucht es zwei oder mehr Menschen. Ich kann nicht inklusiv sein, das können nur wir zusammen.

Ich bitte euch, dies alles wohlwollend zu bedenken und lade euch ein, an einer neuen Kultur mitzuarbeiten, die menschlicher ist, die niemanden aussen vor lässt. Zusammen schaffen wir das.

INSOS-Veranstaltungen 2014

INSOS Schweiz organisiert jedes Jahr verschiedene nationale Fachtagungen, Workshops und Foren sowie den INSOS-Kongress. Für 2014 stehen bereits diverse Veranstaltungen fest.

23.01.2014

INSOS-Workshop in Zürich

«Wie funktioniert eine interne Vertrauens- und Meldestelle?»

12.03.2014

INSOS-Fachtagung in Olten

«Inklusion und Tagesstätten: kein Widerspruch!»

28.03.2014

Fachtagung in Olten

«Weshalb (k)eine Karriere? Verläufe im Arbeitsleben von Menschen mit Behinderung»

14.05.2014

Symposium Behinderung und Alter in Freiburg

«Zwischen Selbst- und Fremdbestimmung»

17.06.2014

INSOS-Forum in Zürich

Thema: Gastronomie und Hotellerie

17.06.2014 – 21.06.2014

INSOS-Studienreise nach Belgien

26.06.2014

INSOS-Delegiertenversammlung in Bern

26.08.2014 – 28.08.2014

INSOS-Kongress in Lausanne

24.09.2014

INSOS-Fachtagung in Solothurn

Thema: Arbeit

Mehr Informationen unter:

www.insos.ch > Veranstaltungen



No. 01-10-902282 - www.myclimate.org
© myclimate - The Climate Protection Partnership

Adressen

INSOS Schweiz
Zieglerstrasse 53
Postfach 1010
3000 Bern 14

Tel 031 385 33 00
Fax 031 385 33 22
info@insos.ch
www.insos.ch
P.C. 80-28082-2

INSOS Suisse

Avenue de la Gare 17
1003 Lausanne

Tél 021 320 21 70
Fax 021 320 21 75
romandie@insos.ch
www.insos.ch

Impressum

Herausgeber
INSOS Schweiz
3000 Bern 14
Erscheint 3x jährlich
Redaktion

Barbara Lauber (Leitung);
Barbara Spycher
Abopreis
CHF 30.- (im Mitgliederbeitrag enthalten),
Einzelnummer CHF 15.-

Gestaltung

satzart, Bern

Layout und Druck
UD Medien AG, Luzern

Auflage
1700 deutsch
550 französisch

Abdruck mit Quellenangabe erlaubt